



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Unmittelbarkeit seiner künstlerischen Gestaltungskraft. Den Beschluß der ausgestellten Radirungen bilden einige weibliche Aktfiguren, die Frau im Bade, die Frau am Ofen und die Frau mit dem Pfeil. Mit verblüffender Schärfe der Beobachtung verbindet sich hier eine solche Kenntnis der Anatomie und eine solche technische Gewandtheit in der Modellirung, daß wir auch von diesen Denkmälern Rembrandtischen Geistes den Eindruck völlig ungebrochener künstlerischer Kraft empfangen. Die Frau mit dem Pfeil ist die letzte unter den datirten Radirungen des Meisters. Seit dem Jahre 1661 legte er die Radirnadel beiseite und widmete sich in den letzten acht Jahren seines Lebens ausschließlich der Malerei.

Rembrandts Schöpfungen, in deren unererschöpflichen Reichthum wir hier nur einen kurzen Blick thun konnten, werden die vielfach urteilslose Götzendienerei unsrer Tage ebenso siegreich überdauern, wie die Geringschätzung, mit der ihnen vergangene Jahrhunderte begegneten.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Stichwahl in Bochum. Für den, der dem Parteigetriebe fernsteht und sich daher ein unbefangenes Urteil bewahrt hat, sind die Vorgänge bei der Stichwahl im Reichstagswahlkreise Bochum in hohem Maße belehrend. Während auf der einen Seite alles, was den Namen liberal trägt, einschließlich der demokratischen Richtung der Frankfurter Zeitung, zusammentrat, um den nationalliberalen Kandidaten zu unterstützen, erfolgte auf der andern Seite im letzten Augenblick eine Verständigung der Führer der Bergarbeiter mit dem katholisch-sozialen Zentrums kandidaten auf der Grundlage der Anerkennung einer Anzahl von Forderungen der Bergarbeiter.

Daß bei dieser Gruppierung der Nationalliberale mit etwa 1200 Stimmen gesiegt hat, erscheint als eine Thatsache von geringerer Bedeutung gegenüber der allgemeineren Betrachtung, zu der die in Bochum erfolgte Parteigruppierung den Anlaß giebt.

Freilich, was der richtige Fraktionspolitiker sagen wird, das wissen wir genau. Es wird sich ein großes Lärmen erheben ob der Grundlosigkeit des Zentrums, das, obwohl es der ärgste Feind der Sozialdemokratie zu sein vorgebe, dennoch sich durch sozialpolitische Zugeständnisse sozialdemokratische Stimmen erkaufte; es wird gehöhnt werden über die sozialdemokratischen Führer, die die Massen so wenig in der Gewalt hätten, daß sie, obwohl die offizielle Wahlsparole auf Wahlenthaltung gelaftet habe, einfach diese Parole für nichts geachtet und sich unbekümmert um die Führer mit dem Zentrumsmanne vereinigt hätten. Zum Schlusse wird dann die Moral der Geschichte in einigen fulminanten Artikeln über die

Verwerflichkeit des Stimmenschachers und des Stichwahlsystems, das die politischen Sitten verderbe, erörtert werden.

Nein, meine hochweisen Herren Fraktionspolitiker. Hier liegt weder Stimmenschacher noch sonst etwas Verwerfliches vor. Was in Bochum erfolgt ist, das ist der Durchbruch des gesunden Menschenverstandes, der die Parteischablone zersprengt hat, der Durchbruch des Gedankens, daß es die Gegensätze auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete sind, um die sich heutzutage alles dreht. Sie haben dazu geführt, daß katholische Sozialreformer mit gemäßigten Bestandteilen der Sozialdemokratie, denen die gewerkschaftlichen Interessen ihre Haltung vorschrieben, sich zusammenthaten, um Front zu machen gegen offene und geheime Gegner einer durchgreifenden Sozialreform.

Es soll hier nicht für die eine oder die andre Richtung Partei ergriffen werden. Das aber muß gesagt werden, daß, wenn hier von einem ungesunden Zustande die Rede sein soll, er nicht in dieser im letzten Augenblick vorgenommenen Parteigruppierung, sondern vielmehr darin liegt, daß diese natürliche Gruppierung bis zum letzten Augenblicke durch unser jetziges Parteiystem verhindert werden konnte.

Schaffe man zunächst lebendige, die Aufgaben der Gegenwart begreifende Parteien, dann werden die Stichwahlüberraschungen von selbst aufhören.

Die Wehrkraft der ländlichen und der städtischen Bevölkerung. Wenn auch die Ergebnisse der letzten Volkszählung noch nicht ganz bekannt geworden sind, so darf man doch aus den von vielen Seiten zusammengeflossenen Nachrichten mit Sicherheit schließen, daß die Landbevölkerung nicht in annähernd demselben Maße gewachsen ist, wie die der Städte, daß diese aber ihren unverhältnismäßigen Zuwachs nicht etwa der größern Fortpflanzungsfähigkeit ihrer Bewohner, sondern sehr viel mehr dem fortdauernden Zugzug vom platten Lande verdankt. Dieses nicht wegzuleugnende Verhältnis ist in mannichfacher Beziehung folgenreich und ist daher auch schon den verschiedensten Betrachtungen unterzogen worden. Dabei wird jedoch eine ihrer wichtigsten Wirkungen, die auf die Wehrkraft der Nation, meist recht schlecht behandelt. Selbst in solchen rein statistischen Fragen läßt es die leidige Politik zu keinem unparteiischen Urteile kommen, daher erwähnt ein großer Teil unsrer Presse diese Dinge überhaupt nicht. Ein anderer streift sie zwar, aber ohne sich auf gründliche Erörterungen einzulassen, wobei für ihn der Umstand maßgebend sein mag, daß es zur Zeit noch an den nötigen Unterlagen fehlt. Diese, wenn auch nur in geringem Maße, mit herbeischaffen zu helfen oder vielmehr durch Nachrichten über sie zu ihrer Aufstellung anzuregen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Dem praktischen Militär ist es schon längst kein Geheimnis, daß der Mannschaftserfah aus der städtischen Bevölkerung nicht nur weit weniger zahlreich ist als aus der ländlichen, sondern daß auch die ländliche an körperlicher Tüchtigkeit, die doch in der Regel die Vorbedingung der geistigen Leistungsfähigkeit ist, der städtischen durchschnittlich bedeutend überlegen erscheint. In militärischen Kreisen steht man deshalb dem städtischen Erfah fast durchweg mit gelindem Mißtrauen gegenüber und scheut oder scheute sich nur dies öffentlich zur Sprache zu bringen, weil man, wenigstens meines Wissens, bisher nicht in der Lage war, den Erfahrungserfah mit Zahlen zu belegen. Es ist dies nicht ganz leicht, denn es handelt sich dabei darum, sich in eine große Zahl dicker „Grundlitten“ (vergleiche § 44, 3 der Wehrordnung), die alle in einem bestimmten Jahre zur Stellung vor den

Ersatzbehörden verpflichteten Stellungspflichtigen eines und desselben Verbandes, sowie die über sie beim Aushebungsgeschäft getroffenen Entscheidungen enthalten, zu vertiefen, eine Thätigkeit, die bei der Trockenheit des zu verarbeitenden Stoffes nicht jedermanns Sache ist. Unterzieht man sich aber dieser Mühe, so kommt man zu sehr merkwürdigen Ergebnissen.

Ich ging bei meinen Untersuchungen davon aus, daß es für den vorliegenden Zweck genügen müsse, die Zahl derjenigen Leute zu ermitteln, die, in ein und demselben Aushebungsbezirke geboren, durchschnittlich jährlich als waffentüchtig befunden werden. Aus Vergleichen zwischen den Durchschnittssummen der städtischen und der ländlichen Bezirke, auf das Hundert oder Tausend der Einwohnerzahl bezogen, mußte sich dann ergeben, welches Verhältnis zwischen ihrer militärischen Leistungsfähigkeit besteht. Selbstverständlich durfte ich mich nicht auf die Zählung der jährlich bei dem aktiven Heer eingestellten (einschließlich der freiwillig eintretenden) beschränken, da man durch sie nur die Verteilung des Ersatzbedarfes, die vom Kriegsministerium jedes Jahr auf Grund der durch die gesetzlich beschränkte Friedenspräsenzstärke bestimmten Bundesersatzverteilung besorgt wird, ausrechnen kann, nicht aber die wirklich vorhandene Zahl waffentüchtiger Männer. Diese ist allein durch Mitzählung der zur Ersatzreserve und zum Landsturm ersten Aufgebots übertretenden zu erfahren, die alle im Mobilmachungsfall und ebenso bei einer etwaigen, vielleicht ja auch in Aussicht stehenden tatsächlichen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht als tauglich zum Heeresdienst mit oder ohne Waffe herangezogen werden würden. Ferner stellte sich im Verlauf meiner Arbeiten heraus, daß die Durchschnittszahlen der großen Städte (über 100 000 Einwohner) außer Betracht zu lassen seien, sie würden die Waagschale der städtischen Bevölkerung allzu tief niedergedrückt haben. Freilich darf man sich die Gefahr einer derartigen Ungenauigkeit nicht verhehlen, denn nicht weniger als reichlich vier Millionen Deutsche leben in so großen Gemeinwesen. Trotzdem habe ich diese Maßregel mit Rücksicht darauf angewendet, daß ich Zählungen nur im nordwestlichen Teile Deutschlands, wo wohl die gesündeste Landbevölkerung wohnt, vornehmen konnte, und gleichzeitig in der Hoffnung, daß später von berufener Stelle ganz zuverlässige Untersuchungen werden gemacht werden.

Die Ergebnisse der nach diesen Grundsätzen angestellten Betrachtungen sind geradezu verblüffend: in den Städten werden durchschnittlich in jedem Jahre nur 3,8 waffenfähige Männer auf jedes Tausend der Bevölkerung gefunden, auf dem platten Lande (einschließlich der Städte, die keinen eigenen Stadtkreis bilden) nicht weniger als 9,8. Das heißt also mit andern Worten: Die Landbevölkerung ist für die Wehrkraft der Nation dreimal mehr werth als die städtische!

Es ist wohl überflüssig, hieran lange Schlussfolgerungen zu knüpfen. Jeder, der sehen will, wird die sich aus der zunehmenden Entvölkerung des platten Landes ergebenden Gefahren erkennen und mitarbeiten müssen, ihnen zu begegnen. Denn was hilft uns das Aufblühen der Industrie, des Handels, welche Vorteile können wir selbst aus dem Aufschwung der Kunst, dem Wachsen der Bildung ziehen, wenn wir schließlich aus Mangel an waffentüchtigen, wehrhaften Männern nicht in der Lage sind, die genannten Errungenschaften des Friedens, die wir meinetwegen zum größten Teil den Städtern verdanken, vor der zupackenden Faust des Feindes zu schützen?

Darüber wird man wohl einig sein, daß etwas Durchgreifendes und möglichst beizeiten, ehe es zu spät ist, geschehen muß; es fragt sich nur, wie hier geholfen werden kann. Einzelne Versuche zur Abhilfe sind ja schon gemacht worden. So

kommt im Februar vor dem Reichstag ein Heimstätten-Gesetzentwurf zur Verhandlung. Er verfolgt ausgesprochenermaßen den Zweck, die Bevölkerung des platten Landes, ohne irgendwie ihr Selbstbestimmungsrecht anzutasten, an die Scholle zu fesseln und zum Teil auch den, die städtische Bevölkerung auf das Land zu ziehen. Ob der Gesetzentwurf den Bedürfnissen entspricht und ob er, zum Gesetz geworden, ohne energische Nachhilfe des Staates großen Nutzen wird bringen können, vermag ich nicht zu beurteilen; daß er aber sehr gesunde Absichten verfolgt, unterliegt keinem Zweifel. Möge man seine Verhandlung vor dem Reichstage benutzen, auf die schwerwiegenden Schäden der Entvölkerung des platten Landes im Hinblick auf die Wehrkraft zu verweisen, möge man dabei auch auf weitere Mittel zur Abhilfe finnen.

Berlin

Hans Jodel

Junius. Philister über Dir! So lautet der Titel einer bei H. Steinig in Berlin erschienenen Tendenzgeschichte in des Wortes strengster Bedeutung. Eine dürftige Erfindung ist nur dazu da, dem Helden, der diesmal nicht durch einen blonden Vollbart, sondern durch einen schwarzen Schnurbart ausgezeichnet ist, Gelegenheit zu endlosen Standreden über die Lösung der Judenfrage zu geben. Er ist der Simson, die Philister sind in erster Reihe die Antisemiten, d. h. alle, die nicht Philosemiten sind. Wenn ein Jude, der sich seiner Versicherung nach durch und durch und ausschließlich als Deutscher fühlt, durch die antisemitische Bewegung schmerzlich berührt wird, und, für sich und seine Gesinnungsgenossen das Wort ergreifend, sich zu Zornausbrüchen hinreißen läßt, so ist ihm das nicht übel zu nehmen. Aber leider giebt er sich unzählige Blößen, und wo die Argumente fehlen, hilft er sich mit Schimpfwörtern. Der christlich-germanische Freund, der ihn „anbetet,“ und über den er den Platzregen seiner Reden ausströmt, muß in der That ein „Tropf“ sein (ein Rosewort, das besonders häufig wiederkehrt), da er alle Grobheiten geduldig hinnimmt, während er es so leicht hätte, sie zu pariren. Er könnte z. B. sagen:

Du behauptest, wir und die deutschen Juden seien ein einziges Volk, und bringst mit großer Emphase teils unbestrittene Wahrheiten vor (wie: daß es keine absolut reinen Volksstämme giebt), teils die für die Sache gar nichts bedeutenden Entdeckungen der Herren Schädelmesser und Konforten; es bereitet dir sichtlich große Genugthuung, daran erinnern zu können, daß zumal im östlichen Deutschland sich vielfach slawisches Blut mit germanischem vermischt hat. Du übersiehst aber, daß solche Mischungen heute noch wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden wirkliche Verschmelzungen werden, während germanisches und jüdisches Blut augenscheinlich der Verschmelzung widerstreben. Hast du noch nicht beobachtet, daß die Sprößlinge solcher Mischehen in zweiter und dritter Generation nicht nur den jüdischen Typus aufweisen, sondern auch mit Vorliebe wieder in das Judentum heiraten? Es ist so wahr, wie es nicht neu ist, daß das Zeichen der Nationalität die gemeinsame Sprache bildet. Nun meinst du offenbar, deine Sprache sei die deutsche? Woher du deine originellen Satzbildungen hast, weiß ich nicht, du magst sie selbst erfunden haben; wenn du aber (hundertmal!) anstatt einmal — mal sagst, statt unterzuordnen — zu unterordnen, du reißt ab anstatt du reißest ab, hält euch statt haltet euch, verflüchtet statt verflüchtigt, wenn ihr einhält statt einhaltet, rann statt geronnen hätte, wenn du lehren und leeren für ein Wort nimmst („wen lehrt er, höchstens die Taschen“) und ähnliches mehr, dann komme ich auf die Vermutung, daß du den Unterricht in der deutschen Sprache etwa als „Chambregarniste“ in Berlin von der Wohnungs-

vermieterin erhalten habest, die im übrigen eine sehr brave Person gewesen sein mag. Solltest du ferner nicht wissen, daß selbst in Ländern, deren Bewohner mehr Verwandtschaft mit der jüdischen Rasse haben, als die Deutschen, der Jude sofort am Dialekt erkannt wird? Ich denke mir, daß du solche Dialekte für Verbesserungen der Sprachen ansiehst; denn deine Liebe zum deutschen Volke läßt dich dessen Vervollkommnung durch Zusatz jüdischen Blutes wünschen. Du findest es „in allem Ernste“ bedauerlich, daß nicht viel mehr Juden unter uns leben, um unsre Rasse zu verbessern, daß in Germanias Adern nicht schon früher ein Tropfen jenes Blutes gekommen ist. Etwas ähnliches hat bereits „unser alter Mommsen“ gesagt. Ja freilich, wenn dieser große Staatsmann es gesagt hat, dann muß es wahr sein! Und du belehrst uns, daß bei der Blutmischung nur die vorzüglichern Eigenschaften beider Rassen sich vererben. Den Beweis liefern wahrscheinlich die Südtaliener dort, wo einst Sarazenen sich angesiedelt haben? Doch wozu so weit suchen, du führst ja selbst das Beispiel Polens an, wo seit den glorreichen Tagen des dritten Kasimir und der schönen Esther Ehen zwischen Christen und Juden gebräuchlich gewesen sind. O, wie unvorsichtig, guter Simson! Wenn deine Rassenverbesserung so aussieht, wirst du für deine Theorie wenig Anhänger gewinnen. Forderst du doch selbst einen „Schlagbaum gegen jenes ekle schmierige Gelichter, das unablässig da von Osten eindringt.“ Und welchen Segen es dem Lande Polen gebracht hat, daß die Juden das meistens von deutschen Einwanderern stammende Bürgertum verdrängen durften, mit welchem Kummer magyarische Patrioten ihr Ungarn auf demselben Wege sehen, das wird dir wohl nicht unbekannt sein.

Eben solche Beispiele müßten dir sagen, weshalb das massenhafte Zuströmen des jüdischen Elementes und dessen völlige Gleichstellung uns „Philister“ mit ernstest Besorgnissen erfüllt. Du glaubst den Antisemitismus zu begreifen, suchst aber die Ursachen nur in Unvorsichtigkeiten. Nein, für einen Volksstamm, der dem Ackerbau ebenso wie der gewerblichen Thätigkeit im eigentlichen Sinne scheu aus dem Wege geht, giebt es inmitten einer andern Bevölkerung nur zwei Möglichkeiten, er ist entweder geduldet, oder er herrscht. Gegen die Duldung empört ihr euch als eine Ungerechtigkeit, ihr nennt sie Sklaverei, Mißhandlung. Die Herrschaft habt ihr zum Teil schon errungen. Du sprichst einmal von der „Unverschämtheit und Taktlosigkeit einer Sorte von jüdischer Presse, die sich ungerufen in die christlich-kirchlichen Angelegenheiten mischte,“ und leugnest dann wieder, daß in der jüdischen Presse Cliquenwesen herrsche. Du, selbst Journalist, solltest nicht wissen, daß die größern Tagesblätter in Deutschland zu zählen sind, in denen nicht alles und jedes, Politik, wirtschaftliche, religiöse, Unterrichtsfragen, Wissenschaft, Litteratur und Kunst u. s. w. in einer Weise behandelt werden, für die an letzter Stelle immer das Interesse des Judentums entscheidend ist? Du erklärst dich einverstanden mit der Monopolisirung des Anzeigenwesens — vortrefflich! Du empfiehlst sogar die Monopolisirung des Börsengeschäftes — auch gut, wiewohl ich mir davon noch kein deutliches Bild machen kann. Aber wenn deine Leute somit aus der Zeitungsindustrie und aus dem Jobbertum verdrängt würden, was dann? Sollen alle, die nicht einen wissenschaftlichen oder künstlerischen Beruf ergreifen können, in die höhere Beamtenlaufbahn eintreten oder Fabriks- und Gutsbesitzer werden? Denn schwere Arbeit wollen sie ja nicht verrichten, die dürfen andre für sie besorgen. Was ist denn aus den in Amerika gegründeten Ackerbaukolonien für russische Juden geworden? Schon nach Jahresfrist mußte berichtet werden, daß sämtliche Ansiedler das Weite gesucht hätten, entweder Handel trieben oder nach

Europa zurückgekehrt seien. Sage nicht, diese Abneigung sei, wie alle unerfreulichen Eigenschaften des Volkes, ein Erzeugnis des langen Druckes; es ist immer so gewesen. Als eure Vorfahren in Ägypten arbeiten sollten, schrien sie über Unterdrückung und wanderten endlich aus, unter welchen „erschwerenden Umständen,“ ist bekannt.

Oder wäre es nicht bekannt? Erfahrungsgemäß bekümmert ihr euch zu wenig um eure Nationalliteratur (wir zu viel!), und kennstest du sie gut, so würdest du dich nicht so stolz auf die Bücher des Alten Testaments berufen. Sieh es nur einmal nach, was alles Moses den Seinen verbietet, was diese also getrieben haben mußten, lies, wie Abraham in Ägypten Geschichte machte, lies das Heldenstück von Salem (Genesis 34), lies das Buch Esther und so vieles andre, es kann dir von Nutzen sein. Von diesen Dingen würde ich nicht sprechen, wenn du mich nicht herausgefordert hättest. Denn so sehr du dich rühmst, ihn überwunden zu haben, steckt dir doch der Rassenhochmut tief im Blute. Verkündigst du nicht mit einer gewissen Feierlichkeit, daß euer Jehovah es sich zur Aufgabe gemacht habe, die Juden an ihren Feinden zu rächen? Daß Jerusalem wieder in die Hände der Sarazenen gefallen, daß Ludwig XVI. und die Seinen, die Aristokraten und die Priester auf der Guillotine gestorben, der Papst seiner weltlichen Herrschaft verlustig gegangen, Babylon, Niniveh, Tyrus, Sidon, Karthago zerstört worden sind — alles, alles zur Strafe für Vergehen gegen das Judentum? Und du willst deinen orthodoxen Stammesgenossen gute Lehren geben? Du betonst wiederholt, daß auch die jüdischen Soldaten in den letzten großen Kriegen ihre Schuldigkeit gethan haben — was allerseits anerkannt worden ist —, kannst dir aber nicht versagen, hinzuzusetzen: „während Eure Hofprediger gemüthlich auf den Futterwagen saßen.“ Wenn das jemand eine ungeheure Unverschämtheit nännte, was wolltest du dagegen einwenden? Ich wenigstens entsinne mich nicht, daß eure Rabbiner sich an die Spitze von Sturmeskolonnen gesetzt haben. Du versicherst, in den jüdischen Familien „walten Liebe und Treue, Gemüth und alle echte Sitte“ — ich glaube es, ich kenne das jüdische Familienleben so wenig wie du das christliche, der du dich erkühnst, fortzufahren: „Wie ihrs in euerm Heime nie gesehen.“ Und du beklagst dich über Schmähungen! Die Juden brauchen, wollen uns nicht, sagst du, und machen sich folglich nichts daraus, wenn Christen sich geschäftlich und gesellschaftlich von ihnen absperren. In der That? Weshalb dann die Verstellung? Weshalb der Zudrang gerade da, wo man sie nicht haben will?

Als vor Jahren im preußischen Landtag eine Verhandlung herbeigeführt wurde, die, wenn überhaupt einen Zweck, nur den haben konnte, ein Ausnahmegesetz gegen die Antisemiten zu verlangen, glaubte einer von euren Freunden einen großen Trumpf auszuspielen, indem er sagte, jeder Gegner nehme gewisse Juden aus. Das ist die volle Wahrheit. Wir sehen uns die Person an, schätzen die geistigen Vorzüge und die Tüchtigkeit des Charakters an dem Einzelnen in vollem Umfange, verkehren gern mit denen, die deutsches Nationalgefühl besitzen. Dir, mein guter Simson, fehlt das, so viel du davon auch reden magst. Auch dein Ideal ist der kosmopolitische Brei; daß der Deutsche endlich anfängt, sich zu fühlen, und gelten will, ist dir bereits Chauvinismus. Du hast dir deine Wiege „nicht ausgesucht“; sehr richtig, aber es wird auch niemand bei der Geburt gefragt, ob er kräftig oder schwach, begabt oder nicht begabt werden will, und doch müssen Hunderttausende sich gefallen lassen, daß wenige es zu höherm Wirken und zu Anerkennung bringen. Borne und Lasker sollen für uns zu Märtyrern geworden sein! Daß beide in bestem Glauben gehandelt haben, soll nicht bestritten werden, aber der eine hat

gerade dem Nationalgefühl in Deutschland schweren Schaden zugefügt, und daß die Gesetzgebung, auf die der andre großen Einfluß ausgeübt hat, viel Unsegen mit sich gebracht hat, wird dir überall bestätigt werden, außer in den Kreisen, die „die Vertretung des Kapitals gegen den ländlichen Grundbesitz“ mit dir als eine Großthat des Liberalismus feiern. Du beziehst dich zum Beweise dafür, daß „fremde Stämme sich ganz besonders schwer den Deutschen anschließen,“ auf — die Holfteiner und Elsäffer. Also die sind Fremde, während ihr die wahren Deutschen seid! Übrigens ist der ganze Satz müßiges Gerede. Das Aufgehen bisher selbständiger Körper in einem größern Staatswesen ist stets ein langwieriger und zum Teil schmerzhafter Prozeß gewesen, der für Deutschland noch dadurch erschwert wurde, daß er sich so spät vollzog, ohne daß, wie in Italien, die Beseitigung der Fremdherrschaft als linderndes Mittel wirkte. Haben sich etwa Schotten und Walliser so leicht gefügt, zu schweigen von den Iren? Und wenn zu den Zeiten der Valois und der ersten Bourbons Zeitungen erschienen wären, würden sie verkünden, welches Vergnügen den damaligen Burgundern, Provençalern, Bretagnern, Lothringern u. s. w. die Einverleibung bereitet hat.

Wollte ich alle Widersprüche und Ungereimtheiten aufzählen, die du vorbringst, ich müßte so lange sprechen, wie du. Darum zum Schlusse — ich bete dich ja an! — nur noch einen freundschaftlichen Rat. Ein junges Mädchen, die Tochter eines „Geheimen Regierungsrates aus Görlich,“ wirft dir am ersten Tage eurer Bekanntschaft eine Rose ins Fenster; und als der Vater verständigerweise einer Verbindung zwischen einer Christin und einem Bekenner der mosaïschem Religion seine Zustimmung versagt, läuft sie dir von Warmbrunn nach Hermsdorf nach und fleht: „Nimm mich mit!“ Schlage dir die aus dem Kopfe, guter Simson. Bei uns benimmt sich kein anständiges Mädchen so. Du müßtest dich darauf gefaßt machen, daß, wenn sie zum Judentum überträte, oder du gar das furchtbare Opfer brächtest, dich taufen zu lassen, sie bald seufzen würde: „Wenn doch was käme und mich mitnähme!“ Und wenn dann ein noch schönerer Schnurbart ihr in den Weg käme? Also laß gehn, ihr werdet euch beide schnell trösten.

So ungefähr hätte der blonde Freund sprechen können.

Aus der Grillparzer-Ausstellung. Im Wiener Rathause wird zur Feier des hundertsten Geburtstages von Grillparzer eine Ausstellung eröffnet, der ein sehr glücklicher wissenschaftlicher Gedanke zu Grunde liegt. Der Direktor der Wiener Stadtbibliothek, Dr. Karl Glossy, hat sie veranstaltet, und seine Absicht geht dahin, so weit es durch Bilder und Reliquien möglich ist, das Leben des Dichters im Zusammenhange mit seiner Zeit und in der Wirkung auf seine Zeitgenossen anschaulich darzustellen, also gleichsam ein Stück Litteraturgeschichte in Bildern zu bieten. Zu diesem Zweck hat er, man kann sagen aus ganz Deutschland alles Material an Porträts, Gemälden, Manuskripten, Stammbuchblättern, Handzeichnungen, Büsten, Städteansichten u. s. w. zusammengebracht, die nur irgend welche Beziehung zu dem gefeierten Dichter haben. Das meiste Material fand er natürlicherweise in Wien selbst, woran Grillparzer doch mit solcher Leidenschaft hing, daß er es nur verließ, wenn kränkende Erfahrungen oder überhandnehmende Schwermut in ihm die Hoffnung erregten, daß ein Ortswechsel ihn zerstreuen und aufheitern könnte, wohin er aber immer wieder mit wahrer Liebessehnsucht zurückkehrte, wie das z. B. aus der Stelle des Pariser Tagebuchs vom Jahre 1836 erkennbar ist, dem er den Seufzer anvertraut: „Wäre froh, Paris wieder im Rücken zu haben. Was brauch' ich all das Zeug zu sehen und zu hören. Werde

Wien wieder angenehm finden, wo ich wenigstens allein sein kann. Wenn nur dort der schändliche Geistesdruck nicht wäre und die Erniedrigung des Nebenmenschen. Was mit mir selbst geschähe, sollte mich wenig anfechten. Mich erniedrigen sie nicht, und wenn sie tausend Jahre daran versuchten.“ Dieses Wien nun hat durch die von allen Gesellschaftsschichten ergriffene Teilnahme an der Grillparzer-Ausstellung auch seiner Liebe zum Dichter den schönsten Ausdruck gegeben; der Kaiser selbst hat seinen Beitrag geschickt, indem er ein sehr schönes Gemälde: General Radetzky mit seinem Stabe nach der Schlacht von Kobra aus seinem Audienzsaale in das Rathhaus zu bringen befohl. Aber es haben sich auch die bescheidensten Autographensammler an der Ausstellung beteiligt, sodaß einer der verborgenen wissenschaftlichen Zwecke der Ausstellung: aus den geheimsten Winkeln der Privatsammlungen kulturgeschichtliches Material hervorzulocken und der Wissenschaft zugänglich zu machen, in einem von Glossy selbst kaum geahnten Umfange erreicht worden ist. Eine Aufzählung der zusammengeströmten Seltenheiten und Merkwürdigkeiten hier zu geben, finden wir umso weniger passend, als Glossy in seinem Katalog ohnehin alle nötigen wissenschaftlichen Anmerkungen macht, die den Wert der einzelnen Gegenstände kurz ins Licht stellen. Beiläufig erwähnen wir nur, daß ein bisher gar nicht bekanntes und einzig schönes Porträt Franz Schuberts von dem ausgezeichneten Miniatur-Porträtmaler Daffinger ausgestellt ist; auch das Bild der schönen Frau dieses Malers, die Grillparzer geliebt hat, ist da; dergleichen ein wenig oder gar nicht bekanntes Porträt (lebensgroß in Öl) des jungen Beethoven (etwa in seinem achtzehnten Lebensjahre): so schön hat sich bisher noch niemand den Titanen vorgestellt. Von Campe in Hamburg kam ein Porträt Heines, das wenig bekannt ist; Grillparzer liebte ihn als Dichter und ärgerte sich über seinen Charakter. Auch Friedrich Wenz Bildnis dürfte sehr viele, sowie uns, überraschen. Vielen ganz neu werden die Kartons und Aquarellbilder von Machold, Schwind und J. N. Geiger zur „Medea,“ zur „Sappho,“ zur „Hero“ und zum „Ottokar“ sein. Forschern, die gern den Wirkungen der verschiedenen Künste auf einander nachgehen, bietet sich Gelegenheit, hier interessante Beobachtungen zu machen. Einzig schön ist der in Sepia in kleinem Maßstabe entworfene Cyklus von Bildern zur Argonautenfage von Karl Nahl. Aus dem Goethe-Museum in Weimar kam eine Sammlung von Porträts (Kreidezeichnungen), darunter jenes Bildnis Grillparzers selbst, das sich Goethe bei dem vielbesprochenen Besuche des weichen Österreichers 1826 von Schmeller zeichnen ließ; es ist wohl eines der allerbesten Bildnisse des Sappho-Dichters, schade, daß es nicht auch ebenso wie das reizende Kinderköpfchen Almas von Goethe mit farbigen Stiften, sondern nur in Kreide ausgeführt ist. Die Porträts Goethes selbst (von Schmeller), Karl Augusts, Töpfers, Schüzens u. a. sind mit dabei. Aber wir dürfen uns von der Sammlerfreude nicht zu sehr hinreißen lassen und nicht den Katalog ausschreiben.

Natürlich fehlt es auch nicht an Manuskripten merkwürdiger Art, die alle systematisch geordnet, hinter Glasscheiben wohlverwahrt, in Schaukästen aufgelegt sind. So sind die allerersten kindlichen Handschriften Grillparzers zu sehen. In dem Skizzenheft aus seinen Jünglingsjahren sind sogar Federzeichnungen Grillparzers enthalten, die seine Vorstellungen der in ihm lebenden dichterischen Gestalten (Blanka von Kastilien) versinnlichen, und zwar gar nicht ungeschickt. Es liegen u. a. die Handschriften Schreyvogels auf, der Grillparzer als Kritiker, Theaterdirektor und Freund so sehr förderte. Auch jenes Manuskript Goedekes, das in seinem „Grundriß“ zum erstenmale in Norddeutschland eine liebevolle und vorurteilsfreie Kritik des Dichters verbreitete, und das Goedeke, ehe er es in die Druckerei schickte, 1868

Grillparzer vorlegte, ist ausgestellt: eine enge, sehr gute Augen fordernde Germanistenhandschrift, die dem alten, etwas schwachsichtigen Dichter wohl Mühe genug gemacht haben mag. Goedeke trug sich nämlich mit dem Plane, den kleinen Essay zu einem Buche zu erweitern, das gewiß gut und dem Dichter nützlich geworden wäre. Aber es wurde nicht geschrieben, weil Grillparzer nicht einmal antwortete. So recht seine Art.

Von den vielen Neuigkeiten litterarischer Art teilen wir hier schließlich einen neu entdeckten Brief Grillparzers an Raimund mit, der den Schreiber von seiner liebenswürdigsten Seite zeigt. Im ganzen sind nämlich verhältnismäßig wenig Briefe des über achtzig Jahre alt gewordenen Dichters erhalten. Er schrieb nur ungerne Briefe, so gern er solche, zumal wenn er in der Fremde war, empfing. Was erhalten ist, bringt Glossy im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, das in den nächsten Tagen ausgegeben werden wird, auch Entwürfe zu Briefen oder nicht abgeschickte. Es werden mehr Briefe an den Dichter als von ihm darin enthalten sein; wir werden noch auf diese Erscheinung wie auf die andre neue Grillparzer-Litteratur zurückkommen. Der Brief Grillparzers an Raimund wirft ein schönes Licht auf den größeren Dichter, der die ursprüngliche Genialität des „Vorstadtpoeten“ und Schauspielers auch in (bekannten) ausführlichen kritischen Aufsätzen pries — Aufsätzen, die allerdings erst aus dem Nachlaß in die Öffentlichkeit gelangten, denn Grillparzer hielt es Zeit seines Lebens für tief unter seiner Würde, in Zeitungen zu schreiben oder gar sich als einer der von ihm so gründlich gehaßten, ja meist verachteten Rezensenten aufzuthun. Der bisher unbekante Brief Grillparzers wurde in die Ausstelllung von einem schlichten Wiener Bürger geschickt und natürlich mit gebührender äußerer Achtung aufgelegt. Er lautet folgendermaßen:

Werther Freund!

Es ist wohl zu spät, wenn ich Sie jetzt erst ersuche, bei Ihrer bevorstehenden Einnahme mit einem Sperrfih auf mich Bedacht zu nehmen. Aber wie immer! Ist es noch möglich, so soll meine Freude darüber um so größer sein; könnten Sie mir aber nicht willfahren, ohne einem früher gegebenen Versprechen untreu zu werden, so ersuche ich Sie, meine Bitte als gar nicht geschehen zu betrachten. Für jeden Fall werde ich am Tage der Aufführung an den zur Abholung der Billette bestimmten Ort hinsenden, und findet sich nichts für mich, es ganz natürlich finden und Sie darüber nicht weniger von ganzem Herzen lieb haben.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

Grillparzer

29. Nov. 829

Auf dem Umschlagblatt:

An

Herrn Ferdinand Raimund

Direktor des k. Leopoldstädter Theaters, Wohlgeboren

Leopoldstadt

Theatergebäude

Am 4. Dezember 1829 wurde im Leopoldstädter Theater zum erstenmale die „Unheilbringende Krone“ von Raimund aufgeführt. Für diese Aufführung bat Grillparzer in dem Briefe um einen Sitz. Ein Jahr vorher hatte Raimund mit seinem „Alpenkönig und Menschenfeind“ sich die Unsterblichkeit errungen; von Grillparzer ist eine (in den Werken abgedruckte) begeisterte Kritik dieser Dichtung erhalten. Wenn man nun weiß, erstens wie spröde Grillparzer in dem Aus-

druck seiner Gefühle war, wie ihn eine seltene Schamhaftigkeit und Keuschheit stets daran hinderte, seinen Liebesempfindungen Ausdruck zu geben, was am ergößlichsten in den Briefen an seine „ewige Braut“ Kathi zu Tage tritt, und wenn man anderseits an Raimund, den Adressaten des Briefleins denkt, der zu dem klassischen Burgtheaterdichter und Meister im Schriftdeutsch in seiner selbstquälerei Bescheidenheit wie zum Stefansturm emporschaute, so wird man dieses liebenswürdige Zeichen einer echten Mannesliebe in seinem ganzen Werte zu schätzen wissen. Raimund muß den Vogen ganz selig bei sich herumgetragen haben. Es wirft aber auch ein weiteres Licht auf Grillparzers Wesen: so kritisch, ja so kritisch er war, so hat er doch immer und überall mit der allerreinsten Freude die echte Begabung gelobt und anerkannt, wo er sie traf: bei Uhland beispielsweise. Er war nichts weniger als ein eitler, selbstüchtiger Poet. Aber er hatte eine weit tiefere Einsicht in das Wesen der Dichtkunst, der Tochter der Phantasie, als die allermeisten seiner Zeitgenossen; daher allein seine Polemik gegen Tieck, Gutzkow, Schelling, Gervinus u. s. w. Man vergißt nur zu gern dabei, daß er doch grundsätzlich im Rechte war und (die Wahrheit zu sagen) ein Vorläufer unsrer Zeit. Die Parole des künstlerischen Realismus, die Trennung der Kunst von der Philosophie, die Forderung der Gründung aller Ästhetik auf ausgebreiteter Erfahrungswissenschaft: das alles hatte er schon zwanzig, dreißig Jahre vorher ausgesprochen und darnach gehandelt. Jetzt kommt es der Wissenschaft endlich zum Bewußtsein: Grillparzer ist der Realist unter unsren Klassikern.



Litteratur

Arbeiterverschüsse in der deutschen Industrie. Gutachten, Berichte, Statuten, herausgegeben im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik von Professor Dr. Max Sering. Leipzig, Dunder und Humblot, 1890

„Die vorliegende Sammlung — heißt es in der Einleitung — will Einblick gewähren in die Bedeutung einer großindustriellen Organisationsform, die in Deutschland während der letzten Jahre eine größere Ausbreitung gewonnen und wegen ihrer sozialen Tragweite die öffentliche Aufmerksamkeit in steigendem Maße auf sich gezogen hat.“ Diese Schöpfungen „haben ihre Lebenskraft in einer größeren Zahl von Werken durch längere Wirksamkeit bewährt. Ohne die wirtschaftlich-technische Leistungsfähigkeit der letztern irgendwie zu schwächen — das Gegenteil ist der Fall — haben die Arbeiterverschüsse unter den verschiedensten ökonomischen und sozialen Bedingungen zu einem gegenseitigen Begreifen, zu einem friedlichen Zusammenwirken von Unternehmern und Arbeitern geführt, das inmitten all des Zwistes und Hasses der industriellen Gegenwart die freudigste Teilnahme erwecken muß. Sie sind gleichzeitig zu einer so erfolgreichen Schule der Arbeiterschaft auf dem Gebiete der praktischen Verwaltung geworden, daß die Hoffnung auf eine schrittweise (!) Fortentwicklung und weitere Ausbreitung der Institution nicht unbegründet scheint. Die Verfassung derjenigen deutschen Unternehmungen, die Arbeiterverschüsse besitzen, ist nicht eine genossenschaftliche, sondern eine herrschaftliche. Den dienenden, den technisch ausführenden Gliedern der Unternehmung, den Arbeitern, ist aber ein Anteil an der Herrschaft eingeräumt.“ Der